



Synodenbericht - Bekennen, kämpfen, feiern Vorstandsvorsitzender OKR Dietrich Bauer

Sehr geehrte Frau Präsidentin, hohe Synode, sehr geehrter Herr Landesbischof, geehrte Kolleginnen und Kollegen des Landeskirchenamtes, liebe Schwestern und Brüder,

ich danke für die Gelegenheit und die Fortführung der guten Tradition den Bericht des Vorstandsvorsitzenden der Diakonie Sachsen im Rahmen der Frühjahrstagung der 28. Landessynode halten zu dürfen.

In diesem Jahr möchte ich mit der möglicherweise von Ihnen bereits gewohnten Weise brechen und nicht verschiedene Themen- und Arbeitsfelder der Diakonie kursorisch streifen. Stattdessen möchte ich den Fokus auf einen wesentlichen Schwerpunkt legen, der unser aller Dienst und Leben in den kommenden Jahren beeinflussen wird.

Durch eine Vielzahl von Veränderungsprozessen wandelt sich die gesellschaftliche und gesellschaftspolitische Atmosphäre. Ich möchte meine fachlichen Wahrnehmungen und Bedenken diesbezüglich mit Ihnen teilen.

Wahrnehmen

Ich nehme mich wahr. Auch das ist ein Tun, wenngleich ein nach innen gekehrtes. Ich unterbreche mich, meine gewohnten Abläufe und Denkbahnen. Ich nehme wahr und reflektiere.

Ein Zittern in der Luft, wie das eines nahenden Bebens. Rainer Maria Rilke, die erste Duineser Elegie: „...und die findigen Tiere merken es schon, dass wir nicht sehr verlässlich zu Hause sind in der gedeuteten Welt“[1]. Wir sind nicht mehr verlässlich zu Hause in unseren Denkgewohnheiten, gesellschaftlichen Spielregeln und Lebensorientierungen. Das gemeinsame Haus, in dem wir leben und dass wir weiter bauen wollen, scheint auf keinem sicheren Grund mehr zu stehen.

Schon sehr früh hat der französische Philosoph Michel Foucault eine Metapher geprägt, die die Ambivalenz der späten Moderne genau beschreibt. In seinem Buch, das bezeichnenderweise „Die Ordnung der Dinge“ (Frankreich 1966) heißt, findet sich am Ende der Satz: „Der Mensch verschwindet wie am Meeresufer ein Gesicht im Sand“[2].

Man könnte dieses Bild so deuten, dass es Wind oder Wellen wären, die das Gesicht zum Verschwinden bringen. Doch wer schon einmal im Sand gebaut hat, weiß, dass der Sand schon allein wegen seiner kleinteiligen Körnerstruktur in sich selbst keine Struktur findet. Wenn man dies auf die Spätmoderne anwendet, birgt die Metapher Foucaults eine mich überzeugende These. Insofern die Moderne durch eine forcierte Pluralisierung gekennzeichnet ist, trägt sie eine unhintergehbare Instabilität in sich selbst.

Hinzu kommt noch die Beobachtung von Jean-Francois Lyotard, der zum Beginn der 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts vom „Ende der großen Erzählungen“ gesprochen hat[1]. Damit meinte er verbindende Überzeugungen, die das Vermögen haben könnten, einen gesellschaftlichen Wertekonsens in den Köpfen und Herzen zu verankern. Da aber die großen Erzählungen in der Regel die der Herrschenden gewesen sind, wurden und werden sie in allen Emanzipationsbewegungen als Machtinstrumente dekonstruiert. Dies hat zu größerer persönlicher, intellektueller Freiheit und Pluralität geführt, aber auch – gleichsam auf der Rückseite – zu einer zunehmenden Instabilität von Weltanschauungen.

[1] Rainer Maria Rilke: Die Gedichte. Frankfurt a.M. 1986 Insel Verlag, 12. Auflage 2001, S.629

[2] Michel Foucault: dt. Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften, Frankfurt a.M. 1971, S. 462

[3] Jean-Francois Lyotard: Das postmoderne Wissen. Ein Bericht. 1982 erstmals veröffentlicht



Die Bindekräfte großer Institutionen sind seit Jahren im Begriff zu schwinden, alle vormaligen Wahrheitsansprüche von Weltanschauungen werden dem Wettstreit der Gleichwertigkeit anheimgegeben. Vormalig geltende Prinzipien und Strukturen stehen grundsätzlich zur Disposition.

So beispielsweise auch das Subsidiaritätsprinzip – eine, wenn nicht die wesentliche sozialstaatliche Grundlage kirchlich-diakonischen Handelns. Sie finden die klassische Formulierung bei Papst Pius XI. in Ziffer 79 der Sozialzyklika „Quadragesimo anno“ (1931): „Wie dasjenige, was der Einzelmensch aus eigener Initiative und mit seinen eigenen Kräften leisten kann, ihm nicht entzogen und der Gesellschaftstätigkeit zugewiesen werden darf, so verstößt es gegen die Gerechtigkeit, das, was die kleineren und untergeordneten Gemeinwesen leisten und zum guten Ende führen können, für die weitere und übergeordnetere Gemeinschaft in Anspruch zu nehmen“.

Dieses Prinzip war und ist für die Etablierung und den Erhalt des modernen Sozialstaats in Deutschland und damit auch auf dem Gebiet unseres Freistaates gemeinhin anwendbar sowie unverzichtbar.

Allerdings erleben wir heute im Kontakt zu Politik und Verwaltung, dass der Begriff zwar verwendet, jedoch in der Praxis das Subsidiaritätsprinzip unterlaufen wird. Dafür gibt es im Wesentlichen drei Gründe. Zum einen nimmt die Ökonomisierung des sozialen Sektors wegen des Kostendruckes zu. „Ökonomisierung“ meint, allein wirtschaftliche Parameter anzulegen. Zweitens gibt es einen staatlichen bzw. kommunalen Etatismus. Das heißt staatliche Strukturen greifen stark regulierend in den sozialen Markt ein, in der Regel zu Ungunsten der Freien Wohlfahrtspflege, wie z.B. auf den Krankenhausbereich. Zum dritten übernehmen Kommunen soziale Einrichtungen selbst – in der Überzeugung, diese kostengünstiger führen zu können, was sich mindestens langfristig als Irrglaube erweisen wird.

Die dahinterliegenden, politisch und gesellschaftlich unbedingt notwendigen Debatten werden ausgeblendet. Die zivilgesellschaftliche Partizipation wird durch die Wandel bedroht und, verehrte Schwestern und Brüder, es ist jetzt auch an uns – 35 Jahre nach Ende der ökumenischen Versammlung in Dresden – gesellschaftlichen Frieden, sozialstaatliche Gerechtigkeit und ressourcenwahrende Lebensstile neu zu reflektieren und zu formulieren, was es aus der Perspektive des Evangeliums, jetzt zu tun gilt.

Um noch einmal zum entscheidenden Punkt der Sandmetapher der späten Moderne Foucaults zurückzukehren. Das, was in der Instabilität zerfällt und zerbröseln, ist das Gesicht des Menschen. Das Gesicht des Menschen als Ausdruck seiner Würde, seiner Personalität, seiner Beziehungsfähigkeit, seiner Individualität – theologisch gesprochen – des Menschen als Bild Gottes.

Man kann alle rechten und linken Ideologien auf diese „Sanderfahrungen“ der – sich unumkehrbar – entwickelnden Pluralität zurückführen. Die ideologische Antwort täuscht jeweils eine Festigkeit in der Argumentation und in den jeweiligen Haltungen vor, die jeglichem Realitätssinn widerspricht.

Auch wenn einige unter uns in ihrer Biografie vermutlich wesentlich deutlicher die schmirgelnden Mauererfahrungen der linken Ideologien vergangener politischer Systeme erlebt und erlitten haben dürften, so scheint mir die Überzeugungskraft rechter Ideologien in der gegenwärtigen Zeit wesentlich anschlussfähiger oder gar mehrheitsfähiger zu sein.

Dass sie diese große Überzeugungskraft entwickelt, hängt genau damit zusammen, dass auf der Rückseite von Freiheit zur Pluralität und Dekonstruktion, die realen Erfahrungen des Einzelnen von Bedeutungsverlust, Entmündigung, Wirkungslosigkeit und metaphysische sowie menschliche Einsamkeit droht. Ein Sandkorn und noch ein Sandkorn und noch ein Sandkorn usw.



Wie damit umgehen?– Theologische Reflexion

„Und Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn; und schuf sie als Mann und Frau. Differenzierter müsste man aus dem Hebräischen übersetzen: Gott schuf sie zu seinem Bild als männliches und weibliches.“
Und weiter heißt es: „...Und Gott sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe an, es war sehr gut“
(1. Mose 1).

Dies zusammenfassend kann man vielleicht sagen: Der Mensch ist als individuelles Beziehungswesen zur Freude geschaffen, man könnte auch sagen, um zu lieben und geliebt zu werden und darin glücklich zu sein. Fügt man noch einen wichtigen Aspekt der folgenden sogenannten Urgeschichten hinzu, dann soll der Mensch so aktiv sein, dass Rahmenbedingungen weiterentwickelt werden, dass möglichst viele Menschen nicht egoistisch, sondern als individuelle Gemeinschaftswesen glücklich sein können. Gesellschaftspolitisch wäre es somit Aufgabe der christlichen Gemeinschaften, zwei Pole in Balance zu halten, die immer wieder in der Moderne auseinander driften bzw. auseinandergerissen werden. Diese Pole heißen Beziehungsfähigkeit und Ausdifferenzierung. Oder anders: Gemeinschaft und Individualität.

In einer überspitzten Beschreibung neigen die Anhänger der „großen Erzählungen“ – worunter ganz eindeutig auch das rechtspopulistische und rechtsextreme Spektrum unserer Gesellschaft zählt – den Sand wieder zu festen Blöcken, Mauern und Fundamenten in den Köpfen, Herzen und Seelen zu verfestigen. Hingegen neigen die Dekonstruktivistinnen dazu, den Sand aus der Metapher Foucaults noch feiner mahlen zu wollen, sodass man beim nächsten Schritt ins Bodenlose versinkt und nicht wirklich vorankommt. Selbstverständlich muss die Balance zwischen Beziehungsfähigkeit und Ausdifferenzierung, zwischen Gemeinschaft und Individualität immer wieder neu gesucht werden. Dies ist Sache demokratischer Aushandlungsprozesse. Aber es wäre eine aus meiner Sicht auch wesentliche gesellschaftspolitische Aufgabe christlicher Gemeinschaften, die darin eigentlich Vorbild sein könnten und sollten.

Dies umso mehr, als dass der christliche Glaube keinen statischen Wahrheitsbegriff hat, sondern einen beziehungsstiftenden, der sich wiederum an Lieben und Glücklich sein in der Balance von Gemeinschaft und Individualität bemisst. Dass dieser Prozess niemals unter irdischen Bedingungen abgeschlossen ist, bleibt eine Binsenweisheit, für die theologisch der Begriff der Sünde steht und der übersetzt werden könnte als renitenter Egoismus.

Gleichsam wird darin offenbar, warum Kirche und Diakonie nie getrennt betrachtet, sondern immer wechselseitig aufeinander bezogen werden müssen. Martin Luther: „Auf den Glauben folgen die Werke, gleichwie der Schatten dem Leibe folgt.“[4]

Entlastet ist der christliche Glaube auch von der Erwartung, die Wahrheit durchsetzen zu müssen. Theologisch hat dies seinen Grund darin, dass Gott die Wahrheit ist, die, wie Mose aus dem brennenden Dornbusch erfuhr, „sein wird“ (2. Mose 3,14). Daher: Gott selbst sorgt durch seinen Geist dafür, dass die Wahrheit als Liebe das letzte Wort behalten wird und zu jedem Zeitpunkt und an jedem Ort neu zum Klingen bringen kann – auch in den verhärtetsten Herzen und Seelen. Dass die Wahrheit in diesem Sinne in Gott geborgen ist, bleibt tiefster Grund christlicher Hoffnung.

Ergreifendster Ausdruck ist hierfür die Szene aus dem Johannesevangelium, in der geschildert wird, wie Pontius Pilatus den geschlagenen, bespuckten und verhöhten Jesus mit den ironisch gemeinten königlichen Insignien von Dornenkrone und Rohrstab als Zepter vor die Menge stellt: Ecce, Homo! Siehe, der Mensch! Der verletzte Mensch, der königliche Mensch, welcher dennoch Gottes Liebe glaubt und liebt. Er ist auferweckt – zunächst in die Herzen und Köpfe derer, die glauben und lieben und sich von daher ihr Tun bestimmen lassen – auch in einer gesellschaftspolitischen Dimension.



Tun

Ich werde jetzt keine Handlungsratschläge geben.
Dazu sind die Situationen und die Möglichkeiten zu verschieden.

Aber drei Haltungen will ich nennen, die mir in der Auseinandersetzung mit totalitären Weltanschauungen wichtig erscheinen. Die von mir gewählte Reihenfolge ist nicht zwingend, sondern situationsabhängig. Außerdem sind diese drei Haltungen ergänzungsbedürftig.

Bekennen und Zeugnis geben

Lasst uns festhalten an dem Bekenntnis der Hoffnung und nicht wanken; denn er ist treu, der sie verheißen hat; und lasst uns aufeinander achthaben und einander anspornen zur Liebe und zu guten Werken – Hebr. 10,23-24

Bekennen und Zeugnis geben sind Haltungen, die unmittelbar zum christlichen Glauben gehören. Ich bezeuge, dass nicht zu beweisen ist. Eine Überzeugung gewinnt durch meine Haltung Gestalt. Im Gegensatz zu vergangenen Zeiten ist diese „Glaubenshaltung“ nicht mehr auf den Bereich der Religionen beschränkt, sondern umfasst alle Weltanschauungen. Denn – um noch einmal zu Foucaults Bild vom Meeresstrand zurückzukehren – wie sollte plausibel gemacht werden, dass ein Sandkorn wahrer sein sollte als die anderen bzw. ein festeres Fundament bildet. In der Postmoderne sind alle Weltanschauungen auf gleichen Sand gebaut.

Was eine Haltung möglicherweise plausibler macht als andere, ist das, was ein Mensch im wahrsten Sinne des Wortes an Geist verkörpert. Gerade die körperliche, leibliche Präsenz des Geistes gewinnt in einer digitalen Welt eine neue Bedeutung. Damit ist keine Abwertung der medialen Präsenz gemeint, aber diese ist immer außerhalb einer konkreten Situation und ermöglicht nur einen idealisierten, weil körperlosen Kontakt.

Es ist die Größe des christlichen Glaubens, dass Gott Körper wurde und sich immer wieder mit seinem Geist in Menschen verkörpert und so fühlbar wird. Dieser besonderen Materialisierung des Geistes Gottes in Atmosphäre und Personen wissen sich die 260 Mitglieder der Diakonie Sachsen auch in Verantwortung für die rund 26.000 Mitarbeitenden verpflichtet.

Auch wenn alle Weltanschauungen auf denselben unsicheren Sand gebaut sind, so hat der christliche Glaube Bündnispartner, die ihm im Bezeugen dessen, was wahr ist und was der Bestimmung des Menschen dient, näher oder ferner stehen. Rechtes Gedankengut - dies müsste eigentlich nicht betont werden – gehört nicht zu den Haltungen, die dem christlichen Glauben verwandt sind. Denn jene verfehlen die Überzeugung, dass alle Menschen zur Freude und zum Glück geschaffen sind. Das führt mich zum zweiten Haltungsaspekt.

Kämpfen und leiden

Mehr noch: Wir rühmen uns sogar der Leiden, die wir für Christus auf uns nehmen müssen. Denn wir wissen: Durch Leiden lernen wir Geduld, durch Geduld kommt es zur Bewährung, durch Bewährung festigt sich die Hoffnung. Unsere Hoffnung aber wird uns nicht enttäuschen. Denn dass Gott uns liebt, ist uns unumstößlich gewiss. – Röm.5,3

Die Kategorie des Kämpfens im Sinne des leiblichen Einstehens ist im Zuge auch einer christlich begründeten Work-Life-Balance-Mentalität etwas aus der Mode gekommen. Dabei ist es eine zutiefst biblische Haltung. Aber kämpfen ist nicht gleich kämpfen.

In der Regel sollte der christliche Kampf gewaltfrei sein, aber dies kann, wie der Verteidigungskrieg der Ukraine zeigt, Grenzen haben. Zudem verzichtet das christliche Kämpfen darauf, den Gegner zu entmenschlichen – auch jeder Rechte trägt in sich, das Bild Gottes zu sein.



Wer in den Kämpfen dieser Zeit die Wahrheit Gottes verkörpert, muss damit rechnen leiden zu müssen. Verlassen, verhöhnen, Gleichgültigkeit sind dabei die mildereren Formen.

Es gibt auch genügend Zeugnisse von verbaler und körperlicher Gewalt unter uns, die in der christlichen Haltung derer begründet sind, die Gewalt erleiden.

An die Mauer des Pfarrhauses, in dem wir in Leipzig als Familie lebten, wurde schon in den frühen 2000er Jahren in großen, weithin sichtbaren Buchstaben schwarz aufgesprüht: Christentum ist Volksverhetzung. Im Gegensatz zur staatlichen Gewalt in der DDR kommt die rechte Gewalt mitten aus unserer Gesellschaft.

Feiern und Liebeüben

Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist und was der HERR von dir fordert: nichts als Gottes Wort halten und Liebe üben und demütig sein vor deinem Gott. - Micha 6,8

Wenn die grundlegende Bestimmung des Menschen die Freude ist, dann braucht es Zeiten und Orte, um dies auch selbst zu erfahren. Die Fähigkeit sich zu freuen, eine gelassene Heiterkeit ist die wesentliche Differenz des christlichen Glaubens zu ideologischen Vereinseitigungen.

In Bezug auf Gott kann dies der Gottesdienst, die Meditation und die Musik sein. Mit Menschen zu feiern, das heißt zu lachen, zu essen und zu trinken, hält nicht nur Leib und Seele zusammen, sondern ist in einem theologischen Sinne auch Gottesdienst. Man denke daran, wie oft Jesus zu Tische lag.

Wessen Herz und Seele nicht feiert, der erfährt an sich selbst nicht die Freiheit der Kinder Gottes, sondern wird bald gebunden sein in den Kämpfen und Aporien des Alltags. Auch Liebe versteht sich nicht von selbst. Sie muss nach der schönen Übersetzung M. Luthers des Prophetenspruches aus Micha 6,8 „geübt“ werden.

Daher immer wieder neu erfahren, gelernt und praktiziert werden. Gerade weil so viel gegen die Liebe spricht, braucht es in dieser Hinsicht die Möglichkeit heilender, therapeutischer Begegnungen. Nur so können „Vergegnungen“^[1] – ein Ausdruck Martin Bubers – verwandelt werden.

Ich komme zum Schluss:

Es stimmt, wir sind in unserer Welt nicht mehr verlässlich zu Hause, denn es gibt keinen Fixpunkt mehr, der eine Weltdeutung auf der theoretischen Ebene überzeugender sein lässt als andere. Entscheidend ist aber die Praxis, das konkrete Einstehen für das, zu was Gott den Menschen geschaffen hat: zur Freude, zum Glück und für die Liebe.

Dies gilt auch und besonders für die nahenden Wahlen sowie die um die Wählergunst konkurrierenden politischen Ideen und Positionen. Die Diakonie Sachsen hat zu wesentlichen gesellschaftspolitischen Themen Positionen formuliert, die ganz im Sinne unseres Jahresthemas dazu geeignet sind „Nächstenliebe eine Stimme zu geben“.

So Sie mögen lade ich Sie herzlich ein diese Positionen mit Ihrer Unterschrift zu unterstützen und mitzutragen, dass die anstehenden Wahlen im Sinne des Mottos der Initiative der Kirchen in Sachsen „Für alle. Mit Herz und Verstand.“ getroffen werden.

Letzten Endes gilt immer und immer wieder: „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen“ (Matthäus 7,16). Überzeugenderes gibt es auch in der Spätmoderne nicht.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

OKR Dietrich Bauer / Vorstandsvorsitzender Diakonie Sachsen